

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 29

Rubrik: Sonntagsgedanken

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sonntagsgedanken

Zum dritten Mal: Mensch und Technik

Erfreulicherweise hat der Artikel in der Berner Woche vom 22. Juni Interesse gefunden. Mündlich ist dem Verfasser schon genug Anerkennung ausgesprochen worden, und hier möchte er noch dem „Beta“ vom 27. Juni für seine Ausführungen danken. Es war ja kaum zu hoffen, daß selbst Berner einer meiner Thesen mir trotzdem so weitgehend Recht geben würden. „Und die Technik wird immer wieder mißbraucht“, schreibt er, und damit sind wir beide vollkommen einig. Ebenso mit den Schlußbemerkungen, wonach in Gegenden mit primitiver Bevölkerung die Herzenskultur den heutigen mitteleuropäischen Durchschnittsakademiker übertreffe. Ueber anderes könnte man sich streiten, aber warum streiten, wenn man doch in der Hauptsache einig geht?

Daß sich nun eine Mutter mit ihrem Sohn in Australien telephonisch unterhalten kann, das ist sicher ganz hübsch, aber im Sinne einer menschlichen Moral nicht übertrieben wichtig. Auch darüber ließe sich diskutieren, ob wir nun wirklich ohne Technik den 10-Studenten hätten. Vermutlich arbeiten heute Millionen 10 Stunden, trotz der Technik, und wieder andere sind arbeitslos geworden, wiederum trotz der Technik. Im übrigen hat der Verfasser ja geschrieben, daß es sich nicht darum handle, gegen die Technik aufzutreten. Auch mir ist es angenehm, am Morgen den Wasserhahn zu öffnen, und das Telephon kam mir ebenfalls schon zu statten, abgesehen davon, daß selbst unsere Kleider auch Auswirkungen der Technik sind, und so noch viel anderes was uns längst zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Ueber die billigen Volksbücher und darüber, daß nun dank der Technik keine Hungersnot mehr bestehe (dafür Versenkung von Unmassen von Raffee im Meer!), und ob Reisen nun ohne Strapazen im Massenlastenauto durchgeführt werden können, darüber lohnt sich kein Streit, weil es hier mehr um Worte geht.

Der Sinn aber ist das Wesentliche. Ob der Mensch, gesamthaft betrachtet, in seiner Art zufriedener oder glücklicher geworden sei, seit Radio, Grammophon, Stoppuhr und anderes Teufelszeug erfunden worden ist, das ist immer noch eine Frage, oder besser gesagt, es ist leider gar keine solche mehr, denn der denkende Mensch weiß schon um den Grund solcher Dinge. Selbstverständlich, das muß wieder einmal gesagt sein, hat die Technik keine Schuld an dem Mißbrauch, der mit ihr getrieben wird. Der Mensch hat sie sich über den Kopf wachsen lassen, in ihm spielt immer wieder das große Kind, das Freude an glänzendem Spielzeug hat.

Die „Walbleute“, und die Wurzel unserer Wehrhaftigkeit

Was bedeutet eigentlich der Ausdruck „Walbleute“, den wir in der Schweizergeschichte auf die Bewohner der Länder am Vierwaldstättersee angewandt finden? Was bedeutet der Ausdruck „Walbstätte“? In dem durch seine Urkunden-Nachweise aufschlußreichen — soeben im Verlag Max Niehans in Zürich erschienenen — Werk, „Die alten Eidgenossen“ schreibt der in Zürich lebende Geschichtsforscher Leo Weiß beständig „Walbstädte“ nicht „Walbstätte“. Er führt in dem Kapitel „Die Walbstädte“ des Buches aus, daß die Bevölkerungen der Ur-Schweiz in den ältesten Zeiten, in die unsere Geschichtsschreibung zurückreicht (also im 7. und 8. Jahrhundert), die Besiedler der dortigen Waldgebiete von den fränkischen Königen mit Stadtrechten ausgestattet wurden. Der Verfasser setzt in seinem durch Zeugnisse reich belegten Werk mancher historischen Ueberlieferung neue Lichter auf. Insbesondere führt er die Wehrhaftig-

keit der alten Eidgenossen auf ihre Eigenschaft als „Walbleute“ zurück:

„In den ausgedehnten Waldgebieten des fränkischen Reiches lebte eine Klasse von Menschen, die besonders an den Landesgrenzen eine sehr wichtige Rolle spielte: die Walbleute, die forestarii. Ueberbleibsel dieser einst sehr ausgedehnten sozialen Schicht sind noch heute an verschiedenen Orten erhalten; in kompakteren Massen aber lebt sie nur in der Schweiz weiter, wo sie sogar die alte Standesbezeichnung noch trägt. Und dies dank einer eigen- und einzigartigen Rechtsentwicklung.“

Diese Walbleute genossen einst, wie uns viele schriftliche Denkmäler überliefern, im ganzen Reich eine Vorzugsstellung, also auch in der Inneren Schweiz, wo die großen Wälder der Alpen königlicher Verfügungsgewalt unterworfen waren. Gegen Abgabe von Wildpret, Fischen, Schweinen, Wolle und Käse, an den Grenzen auch gegen Grenzschutzpflicht, erhielten sie neben der beliebigen Nutzung der ausgedehnten „Einöden“ auch Rodland zugewiesen und standen in einer höheren Freiheit. Hauptmerkmale dieser Privilegien waren: weitgehende Autonomie der mehrere Talschaften zusammenfassenden Gemeinden (universitates, communitates), eine der städtischen äußerst ähnliche Verfassung (hievon die Bezeichnung „Walbstädte“, civitates sylvestres, und die Benennung der Walbleute als cives), ferner ein wohl auch durch die Verkehrsverhältnisse bedingtes, auffallend selbständiges Gerichtswesen und große Almenden. Sozialer Aufstieg und wirtschaftliche Erleichterungen sollten die Kolonisten in die abgelegenen und unwirtlich-rauen Grenzstriche ziehen. Die weitgehende Autonomie dieser Kolonien wurde an den Grenzen vor allem mit dauernder Waffendienstpflicht erkaufte. Eine Pflicht, die systematische und ständige Übung im Waffengebrauch zur Voraussetzung hatte, so daß überall, wo sich die Kolonien zu erhalten vermochten, die Kriegstüchtigkeit auch unter veränderten Verhältnissen sich lange Zeit von Generation zu Generation überlieferte. Nicht nur die glänzenden Söldnerleistungen vom 13. Jahrhundert an, nicht nur Morgarten, Laupen und Sempach, auch die großen Waffenleistungen der Burgunderkriege und der italienischen Feldzüge, wurzeln in dieser Disposition der inneren Schweizerischen Walbleute, die im Gegensatz zu den Bauern des platten Landes, Wehrhaftigkeit und altbewährte Kriegstechnik erhalten haben. Mit ihrer Dienstpflicht hängt es zusammen, wenn diese Kolonisten zum größten Teil oft ausschließlich Viehzucht trieben, weil Viehzucht freiere Bewegung gestattet und in den Bergen von Klima und Bodenverhältnissen begünstigt wird.“

Mutter und Kind

Eben ist Eveli unter die Decke geschlüpft. Sorgsam deckt die Mutter ihr Kind zu und setzt sich zu ihm hin. Miteinander durchgehen die beiden den verflochtenen Tag. Sie erzählen von ihren Freuden, aber auch von dem, was sie beschwert, von dem, was sie unterlassen haben, was nicht so gewesen ist, wie es hätte sein sollen. So in der Stille betrachtet, sieht eben manches anders aus, als im Getriebe des Tages. Eveli berichtet, es habe während des Unterrichts heimlich die Marmeln gezählt und darob im Rechnen den Anschluß verpaßt. Es erzählte bekümmert vom schwerkranken Vater eines Mitschülers und sagt der Mutter von einem Streit in der Pause. —

Mit einem Seufzer der Erleichterung faltet die Kleine dann die Händchen zum Gebet. Ihr Herzlein ist jetzt erschlossen. Dank, Bitte und Fürbitte fließen aus dem Erleben heraus. Einen Augenblick noch verweilt die Mutter still am Bett ihres Kindes. Dann verläßt sie froh und dankbar die kleine Kammer und Eveli schläft ruhig ein.

R. S.